

Zeitschrift: Schweizerische Gehörlosen-Zeitung
Herausgeber: Schweizerischer Verband für Taubstummen- und Gehörlosenhilfe
Band: 25 (1931)
Heft: 11

Anhang: Der Taubstummenfreund : Nr. 12

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 04.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Der Taubstummenfreund

Monatliche Beilage der „Schweizerischen Gehörlosen-Zeitung“

Fortsbildungsbllatt für jugendliche Taubstumme

Unter Mitwirkung des Schweiz. Fürsorgevereins für Taubstumme und der schweizerischen Taubstummenlehrer herausgegeben von der Schweiz. Vereinigung für Bildung taubstummer und schwerhöriger Kinder

Redaktion: A. Guckelberger, Wabern

1. Juni 1931

Nr. 12

2. Jahrgang

Die Pfahlbauer.

(Fortsetzung.)

Als die Boote verschwunden waren, rief der Häuptling die Männer ins Gemeindehaus. Eine Wache vor der Türe jagte neugierige Frauen und Kinder weg. Drinnen berieten sie in gedämpftem Tone. Mit besorgten Mienen kehrten die Männer in die Hütten zurück. Wenn sie gefragt wurden, warum Hatt sie versammelt hatte, blieben sie stumm.

Am andern Tag gingen fünfzehn Männer in aller Frühe in den Wald. Sie trugen Grabwerkzeuge mit sich. Am Abend kamen sie müde zurück. Am Morgen marschierte eine andere Ablösung ab.

Ra fragte seinen großen Bruder: „Was tun sie?“ Witt schwieg. „Ich darf nicht davon erzählen“, sagte er, als Ra weiter in ihn drang. Aus dem ernsten Gesicht erriet aber Ra, daß eine Gefahr über dem Dorfe schwebte.

* * *

Als der erste Schnee fiel, waren die Fremden mit dem Dorfbau fertig. Sie hatten nicht nur Axtte und Hämmer, sondern auch Meißel, Messer und Sägen aus Bronze. Das Wild erlegten sie mit bronzenen Spießen, Schwertern und Hirschfängern.

Eines Tages kam eine Frau aus dem fremden Dorf zu Ate. Es war eine Vornehme. An ihren Fuß- und Handknöcheln¹ trug sie prächtige Spangen². In den Ohrläppchen klingelten gelbrote Ringe. Der Mantel war mit einer bronzenen Fibel³ zusammengeheftet, und um den Hals hing ihr eine Schnur mit vielen Ringen des kostbaren Metalls.

¹ Knöchel = knorrige Herborragung an den Hand- und Fußgelenken.

² Spangen = Ringe im Sinne von Armbändern.

³ Fibel = Gewandnadel.

Ein Knabe ruderte sie her. Der Einbaum war viel spitzer und glätter als Hatts Boote. Die Frau hatte von dem geschickten Töpfer Ate vernommen und kaufte nun einige Krüge mit Fingereindrücken. Auch eine Lampe wollte sie haben. Sie bezahlte den Meister mit zwölf von den Metallringen, die sie um den Hals trug.

Währenddem schloß auch Ra mit dem kleinen Schiffmann einen Handel ab. Dieser trug am vierten Finger der linken Hand einen Bronzedraht, der sich wie eine Schlange um das Glied ringelte. Längst hatte Ra den Finger betrachtet. Er spielte gerade mit seinen vier Hunden. Da sagte der Fremde: „Was brauchst du vier Hunde? Gib mir einen, ich habe keinen.“

„Was gibst du mir dafür?“

„Was verlangst du?“

„Dein Schläglein dort!“

„Das ist zuviel für einen Hund!“

„Was? Zuviel? Für so geschickte Hunde! Schau!“ Er hielt den Arm hoch und rief: „Tet! Spring!“

Der Wolf sprang hinüber. Als die andern Hunde an die Reihe kamen, hielt er den Arm tiefer. Dann nahm er einen Stock und warf ihn weit in den See. „Holen!“ befahl er den Hunden. Sie stürzten alle vier ins Wasser. Doch der Wolf hatte den Stock zuerst erreicht. Sie schwammen ans Land und kamen über den Steg zurück. Der Wolf trug den Stock in der Schnauze und legte ihn vor Ra nieder. Die Hunde schüttelten sich. Ra klopfte ihnen liebkosend die Seiten.

„Willst du noch mehr sehen?“

„Gern!“ sagte der fremde Knabe.

„Fah!“ befahl Ra.

Da stürzten sich die Hunde knurrend auf den Fremden und rissen ihn zu Boden.

„Halt!“ schrie Ra, sonst hätte der Wolf das Büschlein gebissen. Mühsam erhob er sich.

„Haben sie dir weh getan?“ fragte Ra.

„Nein, aber das war ein grober Spaß!“

„Spaß? Nein! Ich wollte Dir nur zeigen, was meine Hunde alles können! Willst du mir nun das Schlänglein für den Hund da geben?“

„Nein, für jenen dort!“ Der Knabe zeigte auf den Wolf.

„Den geb ich nicht!“ rief Ra.

„Nun, dann bekommst du auch den Finger-ring nicht!“ Er streifte ihn vom Finger und spielte damit.

Ra konnte nicht widerstehen. Er sprach: „Gib her — und — nimm den — Tet.“

Der Knabe reichte ihm den Ring. Wie er aber den Wolf anrühren wollte, knurrte dieser zornig. Der Junge zog erschrocken seine Hände zurück. Da lächelte Ra schlau, nahm Tet in die Arme und trug ihn ins Boot.

Bald darauf fuhr der kleine Schiffsmann ab. Die Frau saß vorn bei ihren Krügen. In der Mitte lag Tet, und im Hinterteil des Bootes stand der Knabe und ruderte.

Er merkte nicht, wie Tet plötzlich die Ohren spitzte. Ein Pfiff ertönte. Der Knabe beachtete ihn im Eifer des Ruderns nicht. Da schrillte der Pfiff zum zweiten Mal. Mit einem gewaltigen Sprung setzte Tet ins Wasser und schwamm ans Ufer, wo er verschwand.

Der Knabe jammerte. Die Frau tröstete ihn: „Du kannst dir einen andern Hund kaufen. Mir gefiel das Tier nicht. Er ist so struppig¹ und hat einen bösen Blick!“

Noch am gleichen Tage fuhr der Knabe zu Ra zurück. Der nasse Tet ließ sich von ihm streicheln. Der Knabe wollte Tet nicht mehr. Da gab ihm Ra einen andern Hund. Dieser war viel artiger. Dass er aber auch dümmmer war als Tet, verschwieg Ra.

Als der Knabe weg war, erzählte Ra den Handel Witt und lachte dazu. Witt wickelte das Schlänglein auseinander und machte zwei Krummangeln daraus. Voll Freude zeigte er sie dem Vater. „Morgen will ich sie prüfen!“ sagte er. Da trat Serr ins Haus. Sein Auge war blau geschlagen und auf den Kleidern hatte er Blutflecken.

„Häuptling!“ sagte er, „rufe die Männer des Dorfes zusammen!“

„Was gibt's?“

„Im Gemeindehaus werde ich alles berichten!“ Da tönte Hatts knöchernes Pfeischen.

¹ struppig = wirrhaarig.

Alle Männer liefen ins Gemeindehaus. Dort erzählte Serr:

„... und wie der Bär, von meinem Geer in den Leib getroffen, sinkt, öffnet sich das Gebüsch. Einer vom andern Dorf springt auf meine Beute los und stößt ihr sein Schwert ins Herz. Der Bär zuckt zusammen und stirbt. Wie ich herkomme, steht der Fremde auf dem Wild und ruft: „Der Bär ist mein, ich habe ihn getötet!“ „Ich jagte und traf ihn; mein ist er“, sagte ich. Da schreit er: „Hallo, Wild-diebe!“ Drauf kommen noch etliche gelaufen. Wir schlugen uns um die Beute. Ich unterlag aber ihrer Übermacht und sie nahmen mir die Beute weg.“

Da wählten sie vier Männer. Die sollten hinübersfahren und wenigstens einen Teil des Tieres zurückverlangen. Sie kamen aber unverrichteter Dinge zurück. Der junge Mann, der mit Serr gestritten hatte, war der Häuptlingssohn vom andern Dorf.

Hatt befahl, die Fremden zu meiden. „Wir wollen keinen Streit!“ sagte er. „Rache!“ riefen eine Anzahl Männer. Hatt jedoch sprach: „Wir müssen warten, bis Utt und seine Brüder mit Waffen zurück sind!“

Schweren Sinnes gingen die Männer auseinander.

(Fortsetzung folgt.)

Unsere Wiese im Frühling und Sommer.

Was kann man denn von einer Wiese erzählen? Eine Wiese hat Gras und ist grün und im Sommer wird das Gras gemäht. Das ist alles. So denfst du wohl. So denken noch viele Leute, wenn sie gedankenlos daran vorbei gehen. Aber wer eine gewöhnliche Wiese so Tag für Tag beobachtet, der wird sehen, daß sie uns recht viel zu erzählen weiß. Sie ist wie ein Kind, das wacht und schlafst, schwint und friert. Du glaubst es wohl nicht. Es ist doch so. Geh am Morgen aus. Wie glitzert da der Tau im Gras. Wie Diamanten leuchten die Tauperlen an den zarten Blattspitzen, an den Rispen und Hälmchen! Da leuchtet frisch gebadet die Wiese im Morgensonnenchein. Geh am heißen Mittag durch den Wiesenpfad. Ei sieh! Alle Blumenköpflein sind weit offen und trinken die Sonne. Alle blicken nach Süden. Geh aus am späten Nachmittag. Da haben die Blumen ihre Köpflein wieder umgewendet nach der lieben Sonne. Am besten sieht man aller-

dings diese Bewegungen an der großen Sonnenblume im Bauerngarten. Aber ein aufmerksames Auge kann das auch an den Wiesenblumen schon beobachten. Und ihr seid ja alle Augenmenschen, nicht wahr! Und gehst du am Abend noch durch die Wiese. Ei, wo ist da die Blumenpracht hingekommen? Die ganze Wiese ist nur noch grün. Die Blumen schlafen. Sie haben wie die Vögel ihre Blumenköpflein versteckt in die grünen Kelchhüllen. Warum wohl? Ei, damit kein Reif die zarten Blütenteile töten kann. Auch an einem nassen Regentag leuchtet die Wiese nicht. Da haben alle Blumen ihre Regenmäntel an und ihre grünen Kelchpelzkappen. Hast du schon eine müde Wiese gesehen? Ei, so im Hochsommer, wenn die Erde tiefe Spalten aufreißt. Dann lassen die Blumen auch alles lampen, werden schlaff, wie die Kinder, wenn sie in der Sonne turnen sollten. Seht, so verändert sich die Wiese schon in einem Tag. Sie zeigt uns zu jeder Tageszeit ein anderes Gesicht. Und wie ändert sie doch ihr Kleid im Lauf des Frühlings und des Sommers! Zuerst noch im März. Wie ist da ihr Kleid noch armselig, graugelb. Aber bald wird es grün und auf dem grünen Bodengras schimmern als erste Blumen die Gänseblümlein. Schon nach ein paar Tagen sieht man sie nicht mehr. Ihre Blütezeit ist vorbei. Am Waldrand läuteten die Anemonen, auf der Wiese prangen die gelben Schlüsselblümchen. Nach ein paar Tagen wieder ein anderes Bild. Die ganze Wiese ist wie mit leichtem Schaum überdeckt. Das Wiesenschaumkraut beherrscht das Feld. Das blüht Ende April, zur Zeit der Appenzeller Landsgemeinde. Darum nennt man es auch Landsgemeindeblümchen. Von dem Tag an, da das Wiesenschaumkraut blüht, darf man im Appenzellerland die Matten nicht mehr betreten. Sonst schimpft der Bauer; denn nun fängt das Gras an zu wachsen. Aber noch kommen neue Blumen. Die Wiese wird dottergelb. Der Löwenzahn lässt seine Sonnen strahlen. Die Kuhblume, weil die Kuh auf dem Weidgang diese Blume besonders gern fressen. Immer höher wächst das Bodengras. Und neue Blumen kommen mit immer höheren Stengeln und Stielen. Nun erscheint der goldene Hahnenfuß. Der Bauer hat ihn zwar nicht gern. Er ist eine Giftpflanze. Auch das Weidvieh frisst ihn nicht. Aber auch er verblüht und nun scheint plötzlich die ganze Wiese wieder weiß. Der Heustengel bildet über die ganze Wiese ein Schirmfeld. Und dazwischen leuchten die hochstieligen

Margriten und die zierliche Habernark, nach der man in Bettingen die Kilbi nennt. Nun ist der Sommer bald da. Wieso? Wie der Heustengel seinen Sonnenschirm wieder zusammenklappt, so schießen nun aus dem immer höher gewachsenen Bodengras unzählige Halme auf mit Lehren und Rispen. Die ganze Wiese sieht aus wie ein Riesenheer von Lanzen und Speertragenden Männern. Und nun fängt der Bauer an, seine Sensen zu dengeln. Nun geht er am Morgen hin auf die Wiese und streift das Halmenheer. Warum? Er will schauen, ob die Halme stäuben. Wenn beim Streifen der Blütenstaub davonfliegt wie eine gelbe Wolke, dann ist das Gras schnittreif geworden. Dann geht der Heuet an. Wartet man zu lange, dann ist das Heu nicht mehr gut und nicht mehr nahrhaft. Es wird dann „strauig“¹, sagt der Bauer. Wenn die Halme aber in der Blüte sind, dann ist das Futter im richtigen Zustand.

So haben wir nun gesehen, wie sich im Lauf der paar Frühlings- und Sommerwochen die Wiese ändern kann. Und noch etwas haben wir dabei gelernt. Man redet immer vom Kampf ums Dasein. Man sagt, es ist ein Naturgesetz, daß der Stärkere den Schwächeren unterdrücken muß. Zeigt uns nicht die Wiese auf dem Feld, daß es noch ein ganz anderes Gesetz gibt? Das Gesetz der Rücksichtnahme. Jedes Blümchen läßt dem andern Zeit zur Entwicklung und räumt dem nächsten den Platz ein an der Sonne. Wie schlimm wäre es doch für alle Blumen, wenn der klobige Heustengel zuerst seine Doldenschirme ausbreiten würde, so daß außer ihm kein Blümlein aufkommen könnte. Wie gut, daß das kleine Gänseblümchen blühen kann, so lange das Gras noch nieder steht. Wie fein, daß die schmalen Spitzen der Gräser durch die breiten Dolden des Heustengels hindurch wachsen können! Die gleiche Rücksicht sieht man auch im Wald. Da bekommt zuerst das Unterholz sein Licht und bekleidet sich mit dem Blattgrün. Und erst, wenn das Unterholz zu seinem Recht gekommen ist, dann breiten die hohen Bäume ihre Kronen aus und bilden das Riesendach mit ihren zierlichen Blattziegeln. Also auch da gilt als oberstes Gesetz nicht der Kampf ums Dasein, sondern die Rücksicht vom Großen auf das Kleine. Es ist doch so, wie es der weise Salomo schon gesagt hat: Alles Ding hat seine Zeit.

J. Annemann.

¹ „strauig“ = strohartig (wie Stroh).

Eine fröhliche Überraschung.

Um Himmelfahrtstag gab es bei uns in der Anstalt eine fröhliche Überraschung. Wir kamen am Morgen wie gewohnt hinunter in den Speisesaal. Da entdeckten wir auf der Ofenkunst einen Kratten. Er war zugedeckt mit einem Tuch. Wir wunderten, was wohl darin wäre. Papa deckte den Kratten ab. Siehe: Da waren viele Küchlein darin. Die waren in der Nacht ausgeschlüpft aus ihren Eiern. Frieda, unsere Köchin, hatte sie aus dem Stall geholt und im Kratten an die Wärme getan. Wieso hatte es Küchlein gegeben aus den Eiern? Nun, vor drei Wochen war ein Huhn brütend geworden. Es mochte nicht mehr spazieren. Es lag immer im dunklen Nest. Das hatte Frieda beobachtet. Sie sonderte darum das brütende Huhn von den andern ab. Sie machte in einem runden Korb aus Heu ein Nest und legte 15 Eier unter. Aber nicht von unseren Eiern. Nein, sie holte diese bei unserer Nachbarin. Es ist immer besser, wenn man der Bruthenne fremde Eier unterlegt. Nun setzte sie das Huhn darauf. So blieb nun die Bruthenne ganz abgesondert an einem dunkeln und stillen Ort. Niemand wußte etwas davon. Auch uns hatte man nichts gesagt. Warum? Man darf ein brütendes Huhn nicht stören bei seiner Brutarbeit. Sonst geht es von den Eiern weg und dann werden diese nicht ausgebrütet. Alle brütenden Vögel müssen absolute Ruhe haben. Beim Brüten werden die Eier warm. Durch die Wärme verwandelt sich das Ei im Innern. Das gelbe Eirotter verwandelt sich in Fleisch und Blut. Es bildet sich ein junges Hühnchen mit Kopf und Leib, mit Flügelchen und Beinchen und mit einem Schnabel. Nach drei Wochen ist das Brutgeschäft zu Ende. Das junge Tierchen bekommt Leben. Ja, man kann es schon in den Eiern drin piepen hören. Am Himmelfahrtsmorgen nun sprengte ein Tierchen nach dem andern die harten Schalen und schlüpften aus. Wir fanden beim Nest nur noch die leeren Schalen vor. Mit den Schnäbeln hatten die jungen Tierchen ihre Hülle aufgepickt und mit den Beinen die Kalkschalen gesprengt. Am Nachmittag wurden die Jungen zum ersten Mal gefüttert. Frieda brachte ihnen in einem Teller Milch mit Brotbröcklein. Ei, war das possierlich! Ein Frechdachs hüpfte gleich mit beiden Beinchen mitten in den Milchteller. Es patschte darin herum wie ein kleines Kind in der Badewanne. Alle Bibi mußten nun selbst das Futter suchen. Die Gluckhenne rief jedem zu: Glück,

Glück! Das heißt in der Hühnersprache: Guck, guck, da hat es Milch und Brot, schluck, schluck! Und die Kleinen waren sehr gelehrig. Sie patschten in die Milchschüssel und fischten mit dem Schnabel die Bröcklein heraus. Raum im Schnabel, steckten sie die Köpflein hoch, und schluckten und würgten alles den Hals hinunter. Dazu riefen sie immer: Piep, piep! Das heißt auf Hühnerdeutsch: Ah wie fein, ah wie fein! Hab Dank, hab Dank, lieb Mütterlein! Nun ist die Hühnermutter mit ihren 13 Kindern schon auf der Spielmatte hinter dem Laufgitter. Da hält die Mutter Kleinkinderschule. Die Bibi müssen nun lernen Gras pflücken, Körner suchen und Wasser schnappen. Dann müssen sie noch die böse Käze und den Habicht kennen lernen. Das sind eben Feinde. Wir wollen schauen, wer mehr lernt, wir oder die Küchlein.

-mm-

Eine sonderbare Schülerin.

Es ist auch schön, wenn eine Anstalt direkt an der Straße liegt. Da kann noch allerlei passieren. Und in einem Dorf noch mehr als in einer Stadt. Da fährt wohl hie und da etwa ein Auto in ein Schaufenster. Bei uns auf dem Dorf aber kann man andern Besuch bekommen. Es war im Herbst. Die Haustür stand offen und wir turnten mit den Kleinen in der Unterklasse. Plötzlich ging die Schultür auf. Zwei Hörner kamen zum Vorschein. Im nächsten Augenblick rannte alles zusammen. Warum? Eine kleine Ziege hatte den Weg zu uns gefunden. Sie lief von einem zum andern und schnupperte neugierig an uns herum. Offenbar wollte sie jedem zuerst Guten Tag sagen. Die Ziegen sind eben sehr höflich. Dann fing sie auch an zu turnen. Sie kletterte auf das Pult von Babettli und sprang sogar hin zur großen Zählrahme. Da bekam sie aber Angst vor den vielen großen Kugeln. Ich glaube, die Ziege rechnet nicht gern. Sie sprang ganz entsetzt wieder weg. Sie macht lieber Dummheiten. Alle mußten laut lachen über die lustige, vierbeinige Schülerin. Allein sie konnte nicht lange bei uns bleiben. Frau Köhlin kam zu uns und holte die übermüdige Ziege wieder ab. Sie war ihr eben heimlich davongelaufen und hatte so bei uns einen Schulbesuch gemacht. Wir hätten sie natürlich gerne bei uns in der Schule behalten. Papa hätte gewiß noch mit ihr lautiert. Etwas sprechen kann die Ziege ja schon. Sie sagt: Mehehe, mehehe! Wer kann das nachsprechen?

J. Umann.